

Kindheit prägt das Elternsein

Eltern geben eigene Beziehungserfahrungen an ihren Nachwuchs weiter.

BREGENZ Eltern geben eigene Beziehungserfahrungen an ihre Kinder weiter – sowohl positive als auch negative. Wie wir Stärkendes aktivieren und „Geister der Vergangenheit“ loswerden können, erklärte Bindungsforscherin Antonia Dinzinger in der Reihe „Wertvolle Kinder“ des Vorarlberger Kinderdorfs. Jedes Baby kommt laut der Psychologin mit einem Bindungsbedürfnis auf die Welt. „Bindung ist das gefühlstragende Band zu einer Person, die größer, klüger, stärker ist. Das Bedürfnis danach ist im Genotypus verankert.“ Neben dem Bedürfnis, sich zu binden, haben Kinder aber auch den Drang, die Welt zu entdecken.

Wie auf einer Wippe

Im optimalen Fall halten sich Bindungs- und Explorationsverhalten die Waage. „Mal wollen Kinder Nähe, mal sind sie auf Welterkundung unterwegs – wie auf einer Wippe“, erklärte Dinzinger, die am Institut für „Early Life Care“ in Salzburg forscht. „Ein Kind, das Angst hat, kann nicht explorieren. Je sicherer ein Kind gebunden ist, desto ausgewogener ist das Verhältnis von Bindungs- und Erforschungsbedürfnis.“ Ausführlich erläuterte sie, wie eigene Beziehungserfahrungen in sogenannten „Bindungsrepräsentationen“ beim Kind münden, dessen Bindungsverhalten als „sicher“, „unsicher“ und „desorganisiert“ eingestuft wird. Die Bandbreite reiche von Kindern, die nur am Rockzipfel der Mama hängen, bis zu jenen, die ständig am Ausprobieren und Erkunden sind. „Fast immer jedoch ist von allen Bindungstypen was dabei“, betonte Antonia Dinzinger.



Kinder haben ein Bindungsbedürfnis, gleichzeitig möchten sie entdecken. VOKI



Die Vorträge aus der Reihe „Wertvolle Kinder“ sind nach wie vor gefragt, wie die erste Veranstaltung zeigte.

Die Forschung hat einen großen Zusammenhang im Beziehungsverhalten des Kindes und jenem der Bezugspersonen erkannt. So gehen sicher-autonome Eltern feinfühlig mit ihrem Nachwuchs um, sie bieten Trost, lassen das Kind auch negative Gefühle zeigen und selbstständig Erfahrungen machen. Sehr auf Nähe fokussierte Erwachsene hingegen haben Schwierigkeiten, sich auch nur für kurze Zeit von ihren Kindern zu trennen und unterbinden jegliche Autonomiebestrebungen. Am anderen Pol bewegen sich Eltern, die ihr Kind emotional

zurückweisen, seine Gefühle nicht wahrnehmen und nicht angemessen auf die Signale ihres Babys reagieren können. Aufarbeitung braucht es laut der Expertin vor allem dann, wenn Eltern in der Beziehung zu ihrem Kind völlig überfordert sind und die emotionale Fürsorge auf der Strecke bleibt. „Es ist wichtig, konkrete Handlungsstrategien für sehr belastende Situationen auszuarbeiten.“

Trigger identifizieren

All unsere Erfahrungen als Kind beeinflussen, wie wir als Eltern handeln. Das machte Dinzinger in ihrem Vortrag deutlich. „Stärkende Erfahrungen dienen als Ressourcen und negative triggern als Geister der Vergangenheit unser Verhalten und Erleben im Hier und Jetzt.“

Um die Weitergabe negativer Erfahrungen zu stoppen, gelte es, die eigenen Trigger zu identifizieren. „Wir müssen uns der Stressauslöser bewusst werden, um unser Verhalten verstehen und ändern

zu können.“ Ebenso wichtig sei es, Ressourcen auszumachen: „Welche Personen haben uns als Kind bestärkt und ermutigt? Wer war wichtig außer den Eltern? Solche Perspektivgeber irgendwann im Leben und damit alternative Bindungserfahrungen können im Endeffekt den großen Unterschied machen.“

Erfolge würden auch erzielt, indem die Feinfühligkeit im elterlichen Umgang mit dem Baby trainiert wird. Als größten Konkurrenten in der elterlichen Aufmerksamkeit machte Antonia Dinzinger das Handy fest. „Es kommt zu einer Unterbrechung des liebevollen Blickkontakts und prägende Momente, in denen Bindung entsteht, werden verpasst, etwa der vorbeifliegende Schmetterling, auf den Kind und Eltern gemeinsam begeistert reagieren.“



Der Vortrag kann in der Mediathek des Vorarlberger Kinderdorfs auf www.vorarlbergerkinderdorf.at nachgehört werden.

Das Risiko von Hirn-OPs vorhersagen

Genau Prognosen für mögliche Sprachstörungen bei Patienten im Fokus.

MÜNCHEN Wie hoch ist das Risiko für Patienten, bei einer Hirntumor-OP das Sprachvermögen zu verlieren? Um das herauszufinden, analysieren Forschende des Klinikums rechts der Isar der Technischen Universität München (TUM) das Gehirn als Netzwerk. Eine aktuelle Studie mit 60 Patienten bestätigt, dass bereits drei Viertel der Prognosen zutrafen.

Netzwerk Gehirn

Hirntumore sind vergleichsweise selten. „Doch in den meisten Fällen ist eine Operation und Entnahme des Tumors unumgänglich“, sagt Prof. Sandro Krieg. Je nachdem, um welchen Tumor es sich handelt, entwickeln er und seine Kollegen individuelle Behandlungs- und Operationsstrategien. Wichtig dabei: Das gesunde Gewebe soll möglichst erhalten bleiben, und es sollen keine Strukturen geschädigt werden, was nachher weitere Einschränkungen verursachen kann. Als Aphasie bezeichnet man beispielsweise Störungen des Sprechens nach einer Operation. „Wir wollen schon vor

der Operation genau wissen, wie groß dieses Risiko für die Patienten tatsächlich ist.“

Der Leitende Oberarzt in der Klinik für Neurochirurgie im Klinikum rechts der Isar beschäftigt sich bereits seit mehr als zehn Jahren mit dem präoperativen Kartieren des Gehirns. „Wir wissen schon lange, wo sich grundlegend welche Funktionen des Gehirns etwa für Bewegung oder das Sprechen befinden. Doch haben wir erst vor etwa fünf Jahren damit begonnen, das Netzwerk des Gehirns zu analysieren, also herauszufinden, wie einzelne Regionen zusammenarbeiten, um etwa das Sprechen zu ermöglichen. Klar ist: Ein echtes Sprachzentrum gibt es nicht. Es sind eher mehrere Knoten eines großen Netzwerks, über die Sprache möglich wird.“

Die Analyse der Netzwerkeigenschaften des Gehirns, auch Connectom-Analyse genannt, die das Team von Prof. Krieg seit etwa zwei Jahren einsetzt, spielt eine Schlüsselrolle in der aktuellen Forschung. „So quantifizieren wir die Verbindungen in einzelnen Hirnarealen“, sagt Krieg. „Inzwischen haben wir damit begonnen, Hirnareale exakter Funktionen zuzuweisen.“ Die TUM-Wissenschaftler Haosu Zhang und Sebastian Ille haben Schichtbilder vom Gehirn anatomi-



Operative Eingriffe am Kopf sind immer eine diffizile Angelegenheit. Deshalb sollen Risiken für den Patienten so gut wie möglich ausgeschaltet werden. SYMBOLFOTO KHBG

misch zugeordnet, die für sprachliche Fähigkeiten zuständig sind. „Mit Hilfe einer speziellen Form der Magnetresonanztomographie, der Traktografie stellen wir die Netzwerke und Subnetzwerke von Nervenbahnen im Gehirn dreidimensional dar“, erläutert Zhang die Technologie.

Recht zuverlässig

Unterstützt wird die Netzwerkanalyse von der navigierten transkraniellen Magnetstimulation. Dabei hemmt ein gezielter magnetischer Impuls Nervenzellen von Faserbahnen, die für das Sprechen zuständig sind. Dies löst bei den Patienten eine vorübergehende Sprachstörung aus, die in Videoanalysen erkannt werden kann. So können die Wissenschaftler präzise Regionen

im Gehirn ausfindig machen, die für das Sprechen zuständig sind. „Die Connectom-Parameter aus der Traktografie und Informationen über die Sprachfunktion des Patienten kombinieren wir miteinander“, erläutert Zhang. Das Besondere an der Methode ist ihre Einfachheit: Der gesamte Analyseprozess kommt ohne komplexe Algorithmen und leistungsstarke Rechner aus. „Die Daten, die wir einsetzen, ziehen wir aus Routineuntersuchungen im Krankenhaus“, sagt Zhang.

In einer aktuellen Studie haben die Forschenden bei 60 Patienten gezeigt, dass sich durch den Einsatz dieser kombinierten Analyse recht zuverlässig (73 Prozent) vorhersagen lässt, ob es nach dem Eingriff zu Sprachstörungen kommt.



Meinung
Marlies
Mohr

Ehrenamt

Am 5. Dezember jeden Jahres wird der „Tag des Ehrenamts“ gefeiert oder sagen wir, begangen. Jedenfalls stehen für einmal jene Tausenden im Rampenlicht, die oft für weniger als Gotteslohn im Dienst des Nächsten stehen. Bei mir ruft dieser Anlass zuweilen die Erinnerung an einen Bericht zum Thema Kinderbetreuung wach. Es ist schon viele Jahre her, dass ich ihn geschrieben habe. Es ging um ein paar junge Mütter, die, weil es damals in der Gemeinde keine Kleinkinderbetreuung gab, die Sache selbst in die Hand nahmen. Für mich ein schönes Beispiel für Eigeninitiative. Anders sah das eine Leserin. Sie echaufferte sich – sinngemäß – darüber, dass, wenn schon, denn schon es wohl Aufgabe der öffentlichen Hand sei, für eine Kinderbetreuung zu sorgen. Wo wir denn hinkämen, so ihr Lamento, wenn wir dem Staat alles abnehmen würden.

Ich persönlich möchte nicht wissen, wie der Alltag ohne die vielen guten Geister aussehen würde, die das Miteinander leben. Viel, jetzt Selbstverständliches, ist aus Elterninitiativen erwachsen. Blaulichtorganisationen könnten nicht in diesem Ausmaß helfen, wie es dank der vielen Freiwilligen möglich ist. Gar nicht zu reden von jenen, die in sozialen Einrichtungen und für soziale Organisationen tätig sind, ohne ihr Engagement in die monetäre Waagschale zu werfen oder an die große Glocke zu hängen. Der Mensch mag ein Individuum, ein Einzelwesen sein, aber an irgendeinem Punkt geht es nur noch gemeinsam. Das sollten wir nicht vergessen. Deshalb: Danke Ehrenamt.



MARLIES MOHR
marlies.mohr@vn.at
05572 501-385

GESUNDMELDUNGEN

Scharlach

LONDON Nach einer Häufung von Todesfällen bei Kindern in Großbritannien durch Streptokokken-Infektionen hat die britische Gesundheitsbehörde Eltern und Ärzte zu Wachsamkeit angehalten. Die rasche Meldung von Fällen sowie bei unklarer Diagnose Labortests und Quarantäne seien unverzichtbare Mittel, um die Ausbreitung von Scharlach zu begrenzen, teilte die Behörde mit.

Bluttest

BAIERBRUNN Bluttests erfolgen nicht selten ohne guten medizinischen Grund, sagen Experten. Bei bestimmten Analysen gebe es eine Überversorgung, etwa bei Vitamin-D-Checks. Andere häufig durchgeführte Tests wie auf Antikörper gegen Borrelien oder Covid-19 haben zudem wenig Aussagekraft, schreibt das Gesundheitsmagazin „Apotheken Umschau“. Bluttests sollten deshalb nur durchgeführt werden, wenn sie in der jeweiligen Situation einen Sinn ergeben.